

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.2 /2019

Brunnenthal, Mai 2019

Die Erfahrungen sind die Samenkörner, aus denen die Klugheit emporwächst (Konrad Adenauer)



Liebe Schwester, lieber Bruder,

als ich das obige Zitat von Konrad Adenauer las, fiel mir spontan eine Szene im deutschen Bundestag ein.

Konrad Adenauer hatte eben einen von seiner bisherigen Einstellung abweichenden Satz ausgesprochen. Wie nicht anders zu erwarten hakte die Opposition sofort ein und warf ihm dies lauthals vor. Adenauer blieb völlig gelassen und ließ die Gegenseite sich erst einmal austoben. Als sie sich beruhigt hatte, stellte er fest: „Ich lasse mir von niemandem, auch nicht von der Opposition verbieten, in einem Jahr klüger geworden zu sein!“

Ebenso spontan denke ich an das besonders von konservativen und traditionalistischen kirchlichen Kreisen ständig als Begründung für die Verweigerung von Reformen vorgebrachte Argument: „Die Kirche denkt in Jahrhunderten, sie hat bereits eine Jahrtausende alte Erfahrung.“

Sind wir uns einig, dass beide Aussagen stimmen und dass man sie dennoch genauer ansehen muss?

Erfahrungen – eigene und jene anderer Menschen, einzelner oder Gemeinschaften – können ein lebenswichtiger und für die Gestaltung einer guten Gegenwart und gelingenden Zukunft unerlässlicher Schatz sein.

Es kann aus ihnen nicht nur Klugheit, sondern noch viel anderes Wertvolles emporwachsen. Aber...

Papst Benedikt XVI. führte bekanntlich am 7.7.2007 den seit dem Tridentinischen Konzil geltenden lateinischen Messritus als „außerordentlichen“ wieder ein. Er betonte, dass dieser nie abgeschafft worden wäre. Er wollte damit die von ihm so hochgehaltene ununterbrochene Tradition der Kirche aufzeigen und der von ihm selbst geliebten Liturgie wieder Raum geben. Es stimmte allerdings nicht, denn sein Vorgänger Paul VI. hatte diesen zuletzt von Papst Johannes XXIII. vor dem Konzil 1960 bestätigten Ritus sehr wohl im Zuge der vom II. Vatikanischen Konzil angestoßenen liturgischen Reformen aufgehoben. Als Kritik laut wurde, stellte Papst Benedikt XVI. fest, dass 500 Jahre lang Richtiges nicht falsch sein könne.

Auch hier muss man wohl ein Aber anfügen.

Nehmen wir zuerst einfach ganz allgemein die Erfahrungen her.

Wir alle haben zwischen sehr guten und sehr schlechten unzählige verschiedene Erfahrungen gemacht und wir sind ganz verschieden mit ihnen umgegangen.

Waren die Erfahrungen samt und sonders Samenkörner, aus denen Klugheit emporwuchs? Nein, durchaus nicht, denn um eine Basis zum Klugwerden abzugeben, gehört zur Erfahrung noch einiges dazu.

Was bei einem Menschen eine Erfahrung bewirkt, das hängt zu allererst von seinem Charakter, seinen Einstellungen und Absichten, seinem Hausverstand und seiner Bildung etc. ab. Es liegen Welten zwischen dem Ergebnis einer spirituellen Erfahrung eines nach einem heiligen Leben Strebenden und der Erfahrung eines Kriminellen, die es ihm ermöglicht, noch erfolgreicher ein krummes Ding zu drehen. Ebenso liegen Welten zwischen den Erfahrungen eines Menschen mit negativer und einem mit positiver Grundeinstellung oder eines Menschen, der sich selbst und die Welt mit liebenden Augen anschaut, und einem, der sich selbst und die Welt lieblos betrachtet.

Außerdem bieten Erfahrungen eine Möglichkeit, aus ihnen Richtiges, Wegweisendes etc. zu lernen und einen echten Fortschritt zu erzielen, aber eben nur eine Möglichkeit und keine Sicherheit.

Man kann auch falsche Schlüsse aus Erfahrungen ziehen und Erfahrungen in alle Richtungen zum Bösen verwenden.

Bereits gemachte gute Erfahrungen können einen zu mangelnder Vorsicht und zu Leichtsinne verführen und bereits gemachte schlechte können einen ängstigen, lähmen und neue Erfahrungen blockieren.

Haben uns die guten Erfahrungen stets Gutes und die schlechten stets Schlechtes gebracht?

Nein, wiederum durchaus nicht, denn gar nicht so selten erwiesen sich die schlechten als wichtiger und fruchtbarer, weil man bekanntlich aus Fehlern oft mehr lernt als aus Gelingendem.

Was im Blick auf Erfahrungen für den einzelnen Menschen gilt, gilt auch für jede kleinere oder größere Gemeinschaft von Menschen.

Seit Jesus und der Zeit der Urkirche hat das Christentum eine riesige Anzahl von verschiedensten Erfahrungen aus allen Richtungen und auf allen Ebenen gemacht.

All diese Erfahrungen haben das Christentum mehr oder weniger für kürzere Zeit oder auf längere Dauer geprägt. Oft waren es Samenkörner, aus den Gutes erwachsen ist, aber sicher nicht immer. Es gibt leider nicht nur eine

Heiligengeschichte des Christentums, sondern auch eine Kriminalgeschichte.

Über Jahrhunderte hinweg hat unsere r. k. Kirche nicht nur auf Offenbarung im Ersten und Zweiten Testament, die Lehre und das Lebensbeispiel Jesu, sondern ebenso auf eigene Erfahrungen bestimmte Sichtweisen, Normen und Formen, Lehre und Liturgie, Moral und Recht etc. aufgebaut.

Was davon sich aufgrund all dieser Erfahrungen und der langen bisweilen unangefochtenen Geltung in der Gegenwart oder für die Zukunft als weiter unverändert richtig erweist, hängt nicht allein von den anfangs oder bisher gemachten Erfahrungen ab. Auch die lange Dauer ist weder ein immer gegebener Beweis für die bisherige Richtigkeit noch die Garantie für die weitere Gültigkeit.

Wenn man z. B. genau anschaut, was sich Jesus unter der von ihm eingesetzten Eucharistie vorgestellt und wie er deren sinnvolle Feier gedacht haben könnte, kommen einem zumindest Zweifel, ob etwa der 500 Jahre geltende und heute als außerordentlicher Ritus bezeichnete dafür die richtige oder gar die einzig richtige Umsetzung war. Was ist dann mit den vielen Riten, die seit der Urkirche bis zum Tridentinum entstanden und oft auch über sehr lange Zeiträume gebräuchlich waren oder es noch sind?

Ähnliches kann man beim Zölibat oder bei den Zulassungsbedingungen zum Weihepriestertum fragen.

Es kann etwas aufgrund von Erfahrungen in bestimmter Beziehung richtig sein und es auch bleiben. Doch kann etwas über lange Zeit hinweg richtig gewesen sein, aber neue Umstände können bei unveränderter Fortsetzung Falsches ergeben.

Eigentlich müsste es ohnehin als selbstverständlich erkannt und angenommen werden, dass die Welt und ihre Entwicklung keinen Augenblick lang stehen bleiben.

Früher gemachte Erfahrungen werden daher stets durch neue ausgebaut oder abgebaut, bestätigt oder widerlegt.

Daher ist immer das Ganze in den Blick zu nehmen. Das Ganze bei den bereits gemachten Erfahrungen und ebenso das Ganze bei den in

der Gegenwart zu machenden. Zum Ganzen gehört nicht nur die Erfahrung an sich, sondern auch deren Einbettung in das jeweilige Umfeld jeder Art und die damit zusammenhängende Deutung, Bedeutung und Nachwirkung.

Zum Ganzen gehört auch zu beachten, dass zwei Personen zur selben Zeit am selben Ort unter denselben Umständen dieselbe Erfahrung machen, aber beileibe nicht die gleiche machen müssen. Beide können ein und dieselbe Erfahrung mehr oder weniger oder völlig anders machen oder deuten und für beide kann sie andere und nicht selten diametral entgegengesetzte Auswirkungen zeitigen.

Von ehemaligen Weltkriegsteilnehmern hörte ich oft zwei völlig entgegengesetzte Urteile über ihre Kriegserfahrungen hinsichtlich deren Wirkung auf ihren Glauben. Die einen verloren ihn und die anderen fanden zu ihm.

Dasselbe gilt bei Krisenerfahrungen, die bei den einen zum Aufgeben und bei den anderen zum

ansonsten nicht zustande kommenden Neubeginn führen können. Eine Ehekrise etwa muss nicht zur Scheidung führen, sie kann ebenso eine ansonsten kaum jemals erfolgende Vertiefung bringen.

Ich überlasse es Dir, bei Dir selbst, in Deinem Umfeld und auch hinsichtlich der darüber hinausgehenden Gegebenheiten und Entwicklungen das weite Gebiet der Erfahrungen etwas genauer anzusehen.

Es ist im Kleinen für uns persönlich und auch im Großen entscheidend, welche Erfahrungen wir machen und wie mit Erfahrungen umgegangen wird.

Sie haben bisher so Vielfältiges und Unterschiedliches bewirkt und dies wird sich so fortsetzen. Es hängt stets von vielen Umständen ab, in welcher Weise sie sich positiv oder negativ, kreativ oder lähmend, erweiternd oder verengend usw. erweisen.

Alles hat seine Folgen

Die mythologische biblische Bildgeschichte von Kain und Abel ist allgemein bekannt. Ebenso wohl der Sprachgebrauch von einem Kainszeichen oder Kainsmal. Dass es sich bei deren heutiger Sinngebung um das Gegenteil von dem handelt, wozu es Gott dem Kain gegeben hat, ist allerdings eher nicht bekannt. Es wäre aber wichtig, damit wir im Sinn Gottes handeln und nicht gegen ihn.

Der biblische Text wäre eindeutig: Kain packt nach dem Urteil Gottes wegen des Brudermordes die Angst. Er hält seine Schuld für unerträglich, ist überzeugt, dass er vor Gottes Angesicht nicht mehr erscheinen darf, als heimatloser Vogelfreier schutzlos umherirren muss und für jeden, dem er begegnet, Freiwild sein werde.

Er hält sich als Folge seiner bösen Tat für endgültig chancenlos.

Doch – wie oft wird dies auf den folgenden Seiten der Bibel noch betont werden! – Gott ist anders und handelt anders. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern sein Leben.

Daher heißt es im Text weiter: „Darauf machte der HERR dem Kain ein Zeichen, damit ihn keiner erschlage, der ihn finde.“ (Gen 4, 15)

Vor vielen Jahren besuchte ich einmal einen sehr interessanten Vortrag zum Thema „Schuld und Schuldfolgen in der Bibel“. Der Vortragende kam dabei zum Schluss, dass sich Gott weit mehr mit den Schuldfolgen befasst als mit der Schuld und dass der Grund dafür in seiner nie endenden erbarmenden Liebe liegt, die stets darauf abzielt, auch dem an sich Chancenlosen noch eine neue Chance zu geben.

Das Kainszeichen oder Kainsmal in der Bibel, das Gott dem Brudermörder macht, ist eindeutig ein Lebenszeichen, ein Schutzzeichen und die Eröffnung einer Chance zu einem nicht der Gewalt preisgegebenen weiteren Leben.

Trotz dieser Eindeutigkeit wurde es gesellschaftlich und kirchlich umgedeutet und zu einem Zeichen der Stigmatisierung, der Abwertung und Diskriminierung und schließlich der Ausgrenzung bis hin zur Vernichtung.

Ab dem 13. Jahrhundert mussten Juden in vielen Gegenden Europas laut weltlichen und kirchlichen Gesetzen auf ihrer Kleidung den Judenring tragen. Er wurde zum Vorbild für den Judenstern, den die Nazis in eindeutiger Absicht den Juden verpassten.

Die verschiedenen Zeichen, die man anderen in diesem negativen Sinn und in böser Absicht verpasst, betreffen nicht nur Juden, sondern sind weltweit alltäglich.

Während es Gott um die Befreiung des Täters aus seiner Schulverstrickung und um die Bewahrung vor Schuldfolgen geht, wird von Menschen dem Täter ein Stempel verpasst, der ihn auf das Bild festlegt, das man sich von ihm gemacht hat, und aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Ob jemand tatsächlich schuldig wurde oder nicht, spielt dabei keine Rolle.

Das Kainszeichen und ihm ähnliche Kennzeichnungen werden gerne für jene verwendet, die man ausgrenzen und deren man sich entledigen will, auch wenn oder obwohl sie sich gar nichts zuschulden kommen ließen. Als Rechtfertigung für dieses Vorgehen genügt das Vorurteil der Gesellschaft oder Religion u. a. zu ihrer Abstammung, ihrem Aussehen ihrer Einstellung, ihrem Glauben oder dergleichen.

Ich erinnere mich z. B. an viele leidvolle Berichte von Frauen und Männern, die das Pech hatten, als Kinder einer ledigen Mutter geboren zu werden. Obwohl sie nicht im Geringsten selbst etwas dafür konnten, hatte es für viele bisweilen ihr ganzes Leben betreffende Folgen. Auch die Mutter war gezeichnet. Als ich 1975 die Pfarre Brunnenthal übernahm, gab es bald auch die Taufe für das Kind einer ledigen Mutter. Nach der Taufe lud sie mich zum Taufmahl ein. Da zupfte mich gleich unser alter Mesner am Ärmel und warnte mich: „Net mitgehn, dös is a Ledige!“ Er sprach diese Warnung sicher nicht in böser Absicht aus, er wollte mich nur vor dem Treten in ein Fettnäpfchen bewahren. Es war bisher nicht üblich, dass der Pfarrer zum Taufmahl eines ledig geborenen Kindes mitging. Diese Brüskierung durch die Pfarrer war auch in anderen Pfarren verbreitet und eine Ursache dafür, dass wir Kapläne in Schärding damals in der Krankenhauskapelle wöchentlich meist mehrere Kinder „in einem Aufwaschen“ zu taufen hatten. Ledige Mütter wichen so der Demütigung in der eigenen Pfarre aus.

Es ist leider in der Kirche vieles geschehen, was auf keinen Fall hätte geschehen dürfen. Die

Ursachen dafür lagen teils in der Kirche selbst, oft aber auch im gesellschaftlichen Umfeld.

Schauen wir uns noch genauer an, aus welchem Grund es Gott mehr um die Schuldfolgen geht als um die Schuld. Die Schuld kann durch Reue und Vergebung rasch bzw. nach dem Verbüßen einer Strafe getilgt werden. Bei den Schuldfolgen schaut es wesentlich anders aus, denn diese dauern in vielen Fällen und in vielfacher Weise weiter oder sind oft sogar nie mehr zu beseitigen.

Wer einmal in Jerusalem in Yad Vashem in dem völlig dunklen Raum mit einer einzigen Lichtquelle war, die sich zum Gedenken an die 1,5 Millionen von den Nazis ermordeter Kinder und Jugendlicher tausendfach rundum spiegelt, kann die Aussage verstehen: „Wer ein Kind tötet, tötet eine Welt.“ Wer die eine einzige Lichtquelle auslöscht, löscht automatisch auch alle Lichter, die von diesem einen Licht ausgehen. In diesem Raum wird einem bewusst, dass es nicht nur um die Schuld an der Tötung dieses einen Kindes geht, sondern wesentlich auch um die Schuldfolgen, denn es wird damit automatisch alles unwiederbringlich für alle Generationen ausgelöscht, was sich aus diesem Kind hätte entwickeln können. Die Schuld an der Tötung kann vergeben werden, aber die Schuldfolgen sind zum größten Teil nicht mehr zu beseitigen!

Papst Franziskus wurde vor einigen Monaten wegen seiner Aussagen zur Tötung eines Kindes im Mutterschoß sehr angegriffen. Es waren – wie schon oft bei ihm – spontane Worte ohne die halt auch nötige nähere Erklärung. Aus vielen Begegnungen mit betroffenen Frauen weiß ich um die vielfältigen Hintergründe und Umstände, die dazu führen können, und um die schwierige Schuldfrage, die meist sehr stark das Umfeld und kaum jemals die Mutter allein betrifft. Mutter und Ausführende stehen im Fokus, das mitschuldige und nicht selten letztlich maßgebliche Umfeld bleibt meist ungeschoren. Leider wurde und wird aus verschiedenen Gründen das ehrliche Aufdecken der Schuldfolgen in der Öffentlichkeit verdrängt, unterdrückt und totgeschwiegen. Ich bin jeder betroffenen Frau, die in ihrer Notlage

vorher zu mir gekommen ist, dankbar für ihr Vertrauen und ich freue mich an jedem Kind, das dadurch leben durfte. Ich bin ebenso den Frauen dankbar, die nach einer Abtreibung zu mir gekommen sind, weil sie an der Schuld und im Besonderen an den vielfältigen Schuldfolgen litten. Ich konnte ihnen nicht nur in der Beichte die Vergebung Gottes zusprechen, sondern mit ihnen auch die meistens noch mehr belastende Frage der verschiedenen Schuldfolgen klären, sowie Wege der Heilung und der Versöhnung mit sich selbst und dem Kind, das nicht leben durfte, einleiten.

Doch steigen wir von der leicht als schwerwiegend anzusehenden Problematik herab auf die ebene Erde unseres ganz banalen Alltags.

Da zeigt uns eine einfache Beobachtung, dass die Schuldfolgen meist das größere und vielfach unlösbare Problem darstellen. So lassen sich etwa einmal öffentlich gesprochene oder geschriebene verlogene, verletzende oder anderweitig Schaden stiftende Worte von niemandem mehr zurückholen. Sie haben sich wie Federn im Wind verbreitet.

Man kann die Schuld bereuen, man kann sie beichten und davon losgesprochen werden. Aber was man mit den Worten angerichtet hat, ist nur noch im kleinen Umfang, aber nie mehr ganz zu bereinigen oder wieder gut zu machen, weil man gar nicht wissen kann, wohin sich die Worte verbreitet, wen sie getroffen und was sie dadurch weiterhin ausgelöst haben.

Das galt früher und gilt immer noch bereits für den ganz gewöhnlichen gedankenlosen Dorftratsch. Was damit angerichtet wurde und wird, war und ist in diesem kleinen Umfeld bereits nicht mehr wieder vollständig gut zu machen. Die so genannten sozialen Medien vervielfachen durch ihre millionenfach mögliche Verbreitung die Schuldfolgen ins Uferlose. Doch wer bedenkt das, wenn er Verletzendes postet?

Unsere gedankenlosen verkehrten Worte sind oft nicht der Rede wert. An sich sind sie auch nur minimal schuldhaft – Gedankenlosigkeiten eben, kleine Schwächen, kurze emotionale Entgleisungen etc. Wir halten sie für unvermeidbar.

Gelegentlich beklagte sich jemand nach einer Predigt zum Thema Aufmerksamkeit: „Wo kommen wir denn da hin, wenn wir uns immer vorher etwas denken sollten!?“

Na ja: Wo kommen wir tatsächlich hin, weil wir uns viel zu oft leider vorher zu wenig oder nichts denken!?

Wir sollten vorher nicht nur das jeweilige vielleicht nur etwas unvernünftige und an sich vielleicht nur minimal schuldhafte Handeln bedenken, sondern umso mehr die sich daraus ergebenden unter Umständen nicht mehr belanglosen, sondern schwerwiegenden Folgen. **ES HAT ALLES SEINE FOLGEN!**

Und wir haben nie nur unsere schuldhafte Tat, sondern ebenso auch die daraus sich ergebenden Schuldfolgen zu verantworten.

Das sollten wir auch stets bedenken, wenn wir anderen Menschen einen abwertenden, demütigenden, ausgrenzenden oder sonstigen negativen Stempel verpassen. Es geht nicht nur um dieses eine Tun, sondern auch um die oft weitreichenden Folgen, die einen davon betroffenen Menschen unter Umständen ein normales Leben unmöglich machen.

Wie wäre es, wenn wir es mit den Zeichen, die wir anderen „aufmalen“, so hielten wie Gott mit Kain? Dass es sich um Zeichen handelt, die allen, die diesem Menschen begegnen, signalisieren, dass dieser Mensch lebenswert, liebenswert, beachtenswert und achtenswert ist? Die ihm Türen öffnen, helfende Beziehungen knüpfen, eine neue Zukunft eröffnen, seinem Leben Lebensqualität schaffen?

Wie rasch würden damit viele von uns selbst geschaffene Probleme verschwinden!

Was steht dem entgegen, heute noch damit anzufangen?

Auch wenn man zuerst damit allein dasteht.

Es wird nicht verborgen bleiben.

Es wird einen Anstoß bieten. Wie oft schon in der Geschichte haben Einzelne eine heilsame Bewegung entfacht.

Schließlich hat auch das Richtige und Gute Folgen und nicht nur das Falsche und Böse.

Das Evangelium kann nicht ohne Humor gepredigt werden

Diesen Satz könnte Philipp Neri oder Don Bosco gesprochen haben, aber er stammt von Martin Luther. Ich denke mir, wenn man damals auf beiden Seiten, auf jener der Reformatoren und auf jener Roms das Evangelium mehr mit Humor gepredigt und es auch mehr mit Humor gehört und umgesetzt hätte, wäre so ziemlich alles anders verlaufen. Einen Dreißigjährigen Krieg hätte es im Gefolge der Auseinandersetzungen wohl auch nicht gegeben.

Ökumenisch sind sich die einzelnen christlichen Kirchen und Gemeinschaften inzwischen wenigstens zu einem Teil zwar näher gekommen, doch gibt es immer noch viel zu viel verbissenen Ernst und zu wenig Humor und zu wenig vom leichten Sinn, den Jesus uns so gewinnend vorgelebt hat.

Im Fastenseminar in Brunnenthal hielt ich heuer einen Vortrag zu einem Satz von *Eugen Biser*: „Der Gott der Liebe ist die denkbar größte Herausforderung des Menschen.“

Dabei legte ich auch einige Zitate von *Eugen Biser* vor, u. a. das folgende:

„Das Christentum ist die größte Liebeserklärung Gottes an die Welt. Man muss sich einmal vorstellen, was das für die Welt bedeutet, wenn ein liebender Gott sich ihr zuwendet. Denn dann kann diese Welt aufblühen, und der Mensch in dieser Welt kann aufatmen. Dann kann er hoffen, und dann kann er seines Lebens – und vor allen Dingen seines Glaubens – endlich froh werden.“

Liebe ist in vielem sicher eine ernste Angelegenheit, aber ohne Humor, ohne Lächeln und ohne Lachen ist sie wohl nicht denkbar.

Wer sich jemals wirklich dem Geliebtwerden geöffnet und sich dem Lieben hingegeben hat, weiß um die Portion Leichtigkeit und Humor, die bei allem Ernst und aller Herausforderung unbedingt dazugehört.

Schade, dass es von Jesus keine Audio- und keine Videoaufnahmen von seinen vielen Begegnungen mit den Menschen gibt, um seine humorvollen Pointen zu hören und sein Schmunzeln zu sehen, wenn er etwa eine Tischgesellschaft auf den Arm genommen hat. Nochmals schade, dass die Evangelisten nur

eine sehr dürftige Kurzfassung der wichtigsten Geschehnisse und Mitteilungen überliefert haben, in denen nur selten ganz versteckt Jesu Humor hervorblitzt.

Peter Bloch hat in seinem Buch „Der fröhliche Jesus“ staunenswert viel von Jesu Humor im nüchternen Bibeltext, der später noch dazu von frommer Ehrfurcht und strenger Dogmatik übermalt wurde, dazu entdeckt und wie ein Restaurator nach Abtragen der späteren Schichten freigelegt.

Durch die verschiedensten Einflüsse bekamen im Christentum Strömungen die Oberhand, welche den Humor noch weiter zum Verschwinden brachten und damit zu einer wesentlichen Änderung der Verkündigung und der Glaubenspraxis führten. Aus der befreienden und das Aufatmen ermöglichenden Frohbotschaft wurde dadurch oft eine Angst machende Drohbotschaft.

Eugen Biser betont zu Recht: „Das Christentum ist keine asketische, sondern eine therapeutische Religion“.

Ist es nicht komisch, wenn man Jesus (Jeschua = Jahwe ist Retter) als Heiland bezeichnet, aber das Therapeutische zugunsten des Ritualen und der Pflichterfüllung in den Hintergrund verschiebt? Oder gar auf den absonderlichen Gedanken kommt: Christentum muss weh tun!? Hanna Wolff hat in ihrem Buch „Jesus als Psychotherapeut“ sehr gut die wesentlichen Absichten Jesu dargestellt.

Es ging ihm darum, Menschen aufzurichten, zu befreien, zu heilen, zu versöhnen – alles in allem, ihnen durch die liebende Zuwendung ein neues Leben zu ermöglichen und damit Gott für sie erfahrbar zu machen.

Es ist für das Christentum zentral, den Menschen ihre Ängste zu nehmen und ihnen nicht noch zusätzlich Angst zu machen.

Das Opfer hat seinen Platz, aber man hat sich zu einseitig auf das Opfer und den Gehorsam konzentriert und zu wenig auf die von Jesus angebotene Lastabnahme und die von Paulus so nachdrücklich verteidigte Freiheit der Kinder Gottes geachtet.

Nochmals Eugen Biser: „Das Christentum ist keine moralische, sondern eine mystische Religion.“

Natürlich hat auch die Moral einen wichtigen Platz, aber es ist ein wesentlicher Unterschied, ob es sich um eine über Gebote und Verbote gezimmerte Moral handelt oder um eine, die sich aus einer lebendigen und liebenden Beziehung zu Gott, eben aus der Mystik ergibt. Es geht um ein Verhalten, das vor allem auf Dankbarkeit und Freude über die unverdiente Zuwendung Gottes aufbaut und nicht an erster Stelle auf eine verordnete Pflichterfüllung.

Die Moral ergibt sich als Antwort auf die unbegreifliche Liebeserklärung und barmherzige Zuwendung Gottes.

Ich habe auf die Frage von Schülerinnen und Schülern: „Muss man am Sonntag in die Kirche gehen?“ stets geantwortet: „Nein, du darfst, du bist eingeladen zum Fest.“

Der christliche Gottesdienst ist immer zuerst der Dienst Gottes an den Menschen und es kommt daher auch zuerst darauf an, die Liebeszuwendung Gottes dankbar und mit Freude anzunehmen. Erst in zweiter Linie geht es um unsere Antwort. Zuerst das Hören auf Gottes lebendiges Wort, dann unsere Antwort. Zuerst das Annehmen und Genießen des lebensnotwendigen Brotes und des Weines der Freude, dann das daraus gestärkte Leben, in dem die geringsten Brüder und Schwestern den sich verschenkenden Gott durch die und mit den von IHM Erfüllten erfahren können.

Eine Vorstellung von Eugen Biser, die ich sehr gerne bestätigen möchte, aber leider (noch) nicht bestätigen kann: „Ich sehe die Wende vom Gehorsams- zum Verstehensglauben.“

Dass es Jahrhunderte lang eher um einen Gehorsamsglauben ging, ist offenkundig. Dass es in unserer weithin auf Autonomie

ausgerichteten modernen Gesellschaft für den Glauben höchst notwendig wäre, vom bloß gehorsamen Übernehmen des Vorgegebenen zum eigenen Verstehen und eigenverantwortlichen Erfüllen zu kommen, ist ebenso offenkundig. Um etwas wirklich zu verstehen und es in eigener Verantwortung zu erfüllen, muss man sich allerdings entsprechend intensiv damit beschäftigen. Dass dies in Bezug auf den Glauben geschieht, davon kann aber bei der Masse der „Gläubigen“ keine Rede sein – oft nicht einmal bei nicht gerade wenigen in der Kerngemeinde. Im Gegenteil, es wächst hinsichtlich des Glaubens nicht die Bildung, sondern die Einbildung – in der Kerngemeinde, weil man das doch eh schon alles weiß, und außerhalb, weil kaum eine Sehnsucht danach vorhanden ist und die in vielem leider dargebotene kirchliche Optik auch oft nicht gerade dazu beiträgt.

Umso wichtiger wären daher neue Erfahrungen mit und in einer Kirche, die sich einerseits am Beispiel Jesu orientiert, aber gleichzeitig so wie er genau die heutigen Menschen in Blick nimmt und auf deren Fragen antwortet – nicht von oben herab autoritär, sondern auf Augenhöhe und mit dem befreienden Humor, der sich aus der Beziehungserfahrung mit Jesus ergibt.

Können wir, falls dies seitens der Kirche geschieht, mit einem Boom an Neugier für den Glauben und an Sehnsucht zu einem Leben aus dem Glauben rechnen?

Nicht unbedingt, denn ob Wahres und Richtiges, Gutes und Schönes, Liebe und Zuwendung erkannt, anerkannt, geschätzt und im eigenen Leben oder in der Gesellschaft wirksam werden, hängt immer auch von der Fähigkeit, der Einstellung, sowie der Offenheit, vom Interesse und vom Wollen des Einzelnen und der Gesellschaft ab.

Ein Anruf Gottes?

Während unserer Reise nach Korsika besuchten wir im Vorjahr an der Westküste den Bilderbuchort Nonza. Dort soll die 303 unter Diokletian gekreuzigte hl. Julia geboren worden sein. In der ihr geweihten Kirche Sainte Julie fanden wir nicht nur eine Darstellung ihrer Kreuzigung, sondern am Eingang einen

interessanten Hinweis, in dem es übersetzt hieß: „Es ist möglich, dass Sie, wenn Sie diese Kirche betreten, den Ruf Gottes hören. Aber es ist eher unwahrscheinlich, dass er Sie per Handy anruft.“ Vermutlich war dies ein dezenter Hinweis, das Handy besser vorher abzuschalten

und nicht andere in der Kirche beim Gebet zu stören.

Für uns weckte der Hinweis darüber hinaus allerdings so manche Erinnerung an das eine und andere konkrete Erlebnis zu einem Anruf Gottes in von uns besuchten Kirchen auf den vielen vorhergehenden Reisen.

Natürlich gab es an den verschiedensten Orten so einen Anruf – in der Wüste, am Meer, beim Wandern, in Kirchen, bei Begegnungen usw. Entscheidend waren stets die Aufmerksamkeit und Achtsamkeit, das Wahrnehmen und das offene innere Ohr. Gott schreit nicht, er spricht meist sehr leise und oft über Hinweise und Impulse, z.B. genau irgendwohin zu schauen, auf etwas zu achten, sich zu erinnern oder ein Wort, das plötzlich auftaucht, tiefer zu bedenken usw.

Erlebnisse, wie sie Franziskus von Assisi in San Damiano hatte, sind schließlich nicht auf besondere Heilige beschränkt. Gott ruft jeden Menschen irgendwann und irgendwie an.

Die Frage ist dabei immer, ob der jeweilige Mensch dafür empfänglich ist oder nicht.

Wenn ich alle eigenen Erfahrungen und jene von anderen, die mir berichtet wurden, jetzt anführen wollte, hätten sie in diesem Rundbrief auf keinen Fall Platz.

Ich möchte Dich nur grundsätzlich darauf aufmerksam machen, dass Du zu jeder Zeit, an jedem Ort und unter den unwahrscheinlichsten Umständen einen Anruf Gottes erleben kannst.

Wäre es nicht wirklich schade, wenn Du die Anrufe Gottes überhören solltest?

Weil man bei seinen Anrufen Gott weder akustisch hört noch visuell zu Gesicht bekommt, gibt es Unsicherheiten und Hindernisse. Deshalb ein kurzer Hinweis dazu.

Es sind mir schon viele Menschen begegnet, die unbewusst oder bewusst Angst vor solchen Anrufen hatten, denn sie ahnten oder wussten etwa aus der Bibel oder aus Berichten anderer, dass es sich bei Gottes Anrufen nicht um Belanglosigkeiten oder den üblichen Handytratsch handelt. Es geht um Wesentliches und unter Umständen das persönliche Leben Korrigierendes und in eine neue Richtung Lenkendes. Das erzeugt auch Angst vor den damit verbundenen Herausforderungen und der Reaktion des Umfeldes. Schließlich ist man selbst ein „Gewohnheitstier“, das sich schwer von Liebgewordenem trennen kann, und das Umfeld ist meistens nicht erfreut, wenn jemand sein persönliches Leben nicht mehr nach dem Mainstream der Gesellschaft oder dem bisher Gewohnten ausrichtet. Dies ist sehr oft das Haupthindernis für eine Umkehr selbst dann, wenn sie von Betroffenen als richtig, wichtig und heilbringend eingesehen wird.

Aus eigener Erfahrung und aus den Erfahrungen anderer kann ich Dir aber versichern, dass es keinen Anruf Gottes gibt, der Dich aufs Glatteis oder auf schädliche Wege führen könnte. ER ist der absolut Gute und Liebende, ER meint es nicht nur immer gut mit Dir, ER ist Dir immer gut und ER spricht Dich an, um die Beziehung zu Dir zu vertiefen und Dich zu einem tieferen, sinnvolleren und besser glückenden Leben zu führen.

Natürlich ist ein Weg zu tieferer Liebe stets auch ein Weg der Herausforderung und der Erprobung und besteht nicht nur aus Streicheleinheiten.

Ich kann Dir aber auch versichern, dass ER Dir in seinen Anrufen – eben wie ein wirklich Liebender – nicht nur Ernstes mitteilt, sondern gerne auch Zärtliches und Humorvolles.

Wir wollen Lobpreis singen!

Natürlich, das ist doch richtig und wichtig. Heißt es nicht bereits im Psalm (22, 4) von Gott: „Du thronst über dem Lobpreis Israels“? Die Aufforderung zum Lobpreis findet sich an vielen Stellen der Bibel. In unserem kirchlichen Alltag ist es eine traurige Tatsache, dass sich der Lobpreis gewöhnlich auf das Singen des Gloria, des Sanctus und des einen und anderen

Lobliedes in der Messe beschränkt und ansonsten noch mehr als der Dank im Vergleich zum Bitten bei weitem zu kurz kommt. Da könnten die etablierten Großkirchen einiges von den charismatischen und evangelikalen Gemeinden lernen. Zuvor ein Rückblick auf den konkreten Augenblick dieser Aufforderung zum Lobpreissingen.

Wir waren Anfang der Achtzigerjahre gerade auf der Rückfahrt von großartigen und bewegenden Tagen bei einem internationalen charismatischen Treffen in Paray le Monial.

Es war bisher bei fast allen Reisen noch so, dass sich im hinteren Teil des Busses eine sehr fröhliche Gruppe zusammenfand. Dort lief meist unerschöpflich der Schmäh, von dort kamen immer wieder das Singen und das Lachen. Deshalb heißt dieser hintere Teil des Busses bei uns seit langem in Anlehnung an bestimmte Kirchenbauten der „Westchor“.

Auch bei der Rückfahrt von Paray le Monial war es so.

OK, nichts dagegen einzuwenden, singen wir Lobpreis – oder doch besser nicht jetzt, sondern erst nachher?

Jenen, die des Öfteren bereits bei unseren Reisen mit dabei waren, ist bekannt, dass es mir ein wichtiges Anliegen ist, jeweils eine möglichst verständliche und merkbare Zusammenschau des Ganzen des bereisten Landes zu vermitteln. Denn erst daraus ergeben sich die wichtigen Aha zum tieferen Verständnis, warum es gerade da und zu dieser Zeit und so und durch diese Umstände gerade diese Entwicklung gegeben hat oder dieses Bauwerk entstanden ist.

Erst das Wissen um dies alles ermöglicht es, das Damals und daraus das Heute zu verstehen und das Morgen abschätzen.

Der italienische Staatsanwalt und Mafia-Jäger Alfonso Sabella betonte: „Man muss die Vergangenheit verstehen, um die Zukunft zu sehen.“ Er wusste aus seiner Berufsarbeit in Bezug auf die Mafia um dieses unerlässliche Verstehen der Vergangenheit, um erschließen zu können, wie es weitergehen werde.

Natürlich ergab sich für ihn daraus auch das, was in einer Dokumentation der Ö.Ö. Nachrichten vom 23.11.2018 zum 15-Jahre-Jubiläum des Ö.Ö. Nachrichten-Druckzentrums zu lesen war: „Wir denken an morgen, darum handeln wir heute.“

Die Geschichte, ein Land oder ein Bau usw. werden erst interessant, wenn man sich mit den vielfältigen Hintergründen auseinandersetzt. Ansonsten passiert das, was einmal jemand vor einer prachtvollen Kathedrale, an der

jahrhundertlang gebaut wurde, auf die Frage antwortete, was hier zu sehen sei: „Ein Steinhaufen!“

Stimmt, es ist ein Steinhaufen und wenn ich nichts darüber weiß, wer, warum, wozu, für wen, gerade hier diesen Steinhaufen errichtet hat, werde ich nie zum Verstehen weder seines Sinns noch seiner Kunst oder seiner anderweitigen Kostbarkeiten kommen. Ich werde dann auch nichts von dem, womit ich bei und in diesem Bau beschenkt werden könnte, erleben.

Dann geschieht das, was mir einmal eine Teilnehmerin von ihrer Reise berichtete. Die Reisegesellschaft erreichte Reims. Für das Erleben der großartigen Krönungs-Kathedrale der französischen Könige reichte eine fünf Minuten dauernde Umrundung mit dem Bus und dann erscholl die Frage: „Wo ist das nächste Café?“

Ich war mehrmals in Reims und jedes Mal fasziniert. Gleich das erste Mal im Sommer 1989 waren wir auch schockiert. Wir waren zu viert und eine Besichtigung ging sich zeitlich nur am Sonntag am Morgen aus. Wir wollten an einem Gottesdienst teilnehmen, dann auch die Kathedrale besichtigen und machten uns Gedanken, ob dies während der dort doch sicher um diese Zeit stattfindenden Gottesdienste möglich sein werde. Auf dem großen Vorplatz war kaum ein Mensch sehen. Als wir eintraten, empfing uns gähnende Leere. Nur von ganz weit vorne aus dem Kapellenkranz war leises Singen zu hören. Wir gingen hin und dort feierte ein Priester mit einer kleinen Schar vorwiegend alter Frauen Eucharistie. Wir waren sehr betroffen. Einst hatten Generationen diese Kathedrale erbaut, weil ihnen Gott und der Gottesdienst offensichtlich wichtig waren – und heute??

Im Jahr 2004 kam ich mit einer sehr interessierten Gruppe bei der Reise „Kirche als Erfahrungsraum des Glaubens“ dorthin. Da war auch die damals zehnjährige Verena dabei, die ihre ersten Lebensjahre mit ihren Eltern bei mir im Pfarrhof verbracht hatte. Ich wurde dabei und blieb ihr „Opa“.

Ich hatte im Bus bei der Anfahrt und dann auf dem Platz vor der Kathedrale das Wichtigste

erklärt, um der Gruppe möglichst viel Zeit zum eigenen Erkunden und Erleben zu lassen. Wir hatten Glück, dass nur wenige Leute in der Kathedrale waren. Alle hatten nun eine volle Stunde Zeit, persönlich in Ruhe die Kathedrale in ihrem unerschöpflichen Reichtum zu erleben, zu betrachten, sich ergreifen zu lassen, zu staunen und zu beten. Doch was mache ich mit einem zehnjährigen Mädchen so lange? Nach einem Rundgang standen wir im Mittelschiff und schauten zur in der späten Nachmittags-sonne leuchtenden großen Rosette hinauf. Da sagte sie zu mir: „Opa, die müssen wir zeichnen!“

„Da müssen wir sie aber zuerst genau anschauen.“

Also studierten wir sie in allen Einzelheiten und versuchten uns diese auch zu merken. Die Ikonographie ist wie beim Portal Maria gewidmet – im Mittelpunkt das Sterben Marias; 12-teilig der innere Blütenblätterkranz mit den 12 Aposteln; 24-teilig der mittlere Blütenblätterkranz mit musizierenden Engeln und wieder 12-teilig der äußere Blütenblätterkranz mit 6 Königen Israels, 4 Propheten und 2 Kronen tragenden Engeln; an den unteren äußeren Ecken je 1 beweihräuchernder Engel und schließlich ganz oben im Spitzbogen Gott, der Maria im Himmel empfängt.

Verena hatte sehr früh bereits ihr Talent zum Zeichnen erkennen lassen. Nach dem Abendessen begannen wir mit dem Zeichnen. Wenn ich meinte, nun hätten wir einen Teil genau aufs Papier gebracht, kam ihrerseits die Korrektur: „Opa, da fehlt noch was!“

Und wie glücklich war sie, als wir es endlich geschafft hatten.

Man muss sich eben erst intensiv genug mit etwas beschäftigen, um es zu verstehen, seine Schönheit nicht nur mit den Augen, sondern ganzheitlich wahrzunehmen und sich dann auch entsprechend daran erfreuen zu können.

Bei unserer Rückreise von Paray-le-Monial war ich eben dabei, auf Wesentliches zum Verstehen der gesellschaftlichen, religiösen, politischen, wirtschaftlichen u. a. Hintergründe im Zusammenhang mit der Gegend hinzuweisen, durch die wir gerade fahren. Ich wollte dies hier und jetzt tun, denn hier und jetzt waren wir ja da unterwegs, wo Bedeutendes geschehen

war, und konnten wenigstens im Vorbeifahren auch etwas von dem sehen, worum es ging. Nein, wir wollen Lobpreis singen! Und das jetzt auf der Stelle!

Warum erzähle ich Dir das alles?

Weil es um wesentlich mehr geht als um eine Reise, um die Besichtigung einer Kathedrale, das Zeichnen einer Rosette, um den Lobpreis und das Singen usw.

Es geht um Grundsätzliches.

Wie oft in der persönlichen Lebensgeschichte jedes Menschen geschieht das eigentlich Wichtige und Nötige nicht. Warum nicht? Weil der betreffende Mensch sich weigert, sich mit dem zu beschäftigen und auseinanderzusetzen, was hier und jetzt das Entscheidende wäre zum Verstehen und zur Verwirklichung des je Wichtigen und Nötigen. Stattdessen widmet er sich einer Ersatzbeschäftigung, die unter Umständen durchaus gut und wertvoll sein mag, aber nicht dem entspricht, was hier und jetzt anfällt und später nur noch in etwa oder gar nicht mehr erreichbar sein wird.

Na gut, es sei jedem unbenommen, sich so oder anders zu verhalten. Er oder sie wird dann eben etwas verstehen oder nicht verstehen, erleben oder nicht erleben, verwirklichen oder nicht verwirklichen. Privatvergnügen? Zum Teil ja, aber sicher nicht nur. Es ist für niemanden egal, was für ihn selbst herauskommt. Und nachdem niemand für sich allein lebt, sondern in vielfältigen Beziehungen und Verantwortungen, werden auch andere davon betroffen sein.

Ich erinnere mich z.B. an Heilungsgottesdienste. Da wollten nicht wenige nur ein Heilungsgebet. Heilungsgebete stellen allerdings eine sinnlose Ersatzhandlung dar (Zubeten statt Lösen), wenn die Ursache des Problems etwa in einer falschen Lebensweise liegt, die nicht zugegeben und nicht aufgegeben wird. Daher verlangte ich zuvor das genaue Anschauen dessen, was Umkehr und Änderung der Lebensweise erfordert, um nicht ständig wieder neues Unheil zu produzieren – und dann zum nächsten Heilungsgebet zu kommen. Gebet ja, selbstverständlich, aber nicht zu einer (Schein-)Heilung ohne Umkehr und ohne Heil,

sondern um Weisheit und Kraft zur Umkehr und zu einem ganzheitlichen Heilwerden!

Gewisse Leute, die des Öfteren zu Heilungsgottesdiensten kamen, wichen mir deshalb aus und gingen zu jenen, bei denen die Erfüllung ihres Wunsches „billiger“ zu haben war.

Andererseits sagten oder schrieben mir nachher oft jene, die darauf eingestiegen sind, dankbar, dass sie durch die Umkehr und die Änderung der Lebensweise tatsächlich nicht bloß vorübergehende, sondern dauerhafte Heilung und ganzheitliches Heilwerden erfahren hatten, oder dass das Problem sich bereits durch die Lebensänderung gelöst habe und sich daher ein Heilungsgebet erübrige.

Ähnliches betrifft das Sakrament der Versöhnung. Ein Vater unser zu beten als „Buße“ für eine Lüge oder eine Lieblosigkeit stellt eine nichts verändernde Ersatzhandlung dar. Die Lüge als Schuld ist mit der Reue und Lossprechung vergeben, aber die Lüge selbst ist damit nicht aus der Welt geschafft und die Schuldfolgen sind nicht gelöst. Die Lüge und ihre Folgen am Belogenen können nur damit bereinigt werden, dass man dem Belogenen die Wahrheit sagt und das gebrochene Vertrauen wieder herstellt.

Ebenso bedürfen die Schuldfolgen bei einer Lieblosigkeit zu ihrer Bereinigung mehr als eines Ersatzgebetes. Das Gebet ist gut, aber nicht als Ersatzhandlung für das eigentlich Geforderte und Notwendige. Jesus hat dies übrigens ganz klar gesagt: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.“ (Mt 5,23)

Frage: Warum hat man sich in der Kirche nicht daran gehalten und hält sich noch immer nicht daran? Das Sakrament der Versöhnung wurde auf diese Weise eines wesentlich notwendigen Teils beraubt und in Bezug auf die Schuldfolgen weitgehend wirkungslos. Wie oft sagten mir Menschen als Begründung, dass sie dieses wunderbare Heilungssakrament nicht in Anspruch nahmen: „Es ändert sich sowieso

nichts damit!“ Mit einem Ersatzvaterunser sicher nicht, da hatten sie völlig Recht.

So, dann machen wir einen großen Sprung in die oberen Etagen der Kirchenführung. Dort läuft es nämlich, nachdem auch dort dieselben Menschen wie auf ebener Erde am Werk sind, nicht anders.

Ich beschränke mich auf eine Frage: Wie oft wurde und wird dort das hier und jetzt eigentliche Notwendige zugunsten eines vielleicht oder tatsächlich Guten, das einmal richtig und wichtig war, doch für heute und morgen nicht mehr taugt, über Jahrzehnte aufgeschoben, vernachlässigt usw.?

Wir wollen Lobpreis singen!

Wir wollen eine schöne Liturgie feiern, haben aber wegen des Festhaltens an nicht Notwendigem die notwendigen Leute dafür nicht mehr.

Weitere Fragen und Probleme gibt es zuhauf. Viele wären ohne weiteres lösbar, wenn man das hier und jetzt Notwendige in Angriff nimmt. Ich zitiere nochmals den italienischen Staatsanwalt Alfonso Sabella: „Probleme sind keine Entschuldigungen dafür, nichts zu tun.“

Auch die jahrzehntelang gebetsmühlenartig wiederholte Feststellung: „Das ist Sache der Weltkirche“ taugt nicht als Alibi für das Nichtstun.

Natürlich sollen wir Lobpreis singen, aber nicht als Ersatzhandlung für das, was Gott und Menschen zu Recht hier und jetzt von uns und von der Kirche verlangen.

Von so manchen Politikern kennen wir zur Genüge deren Ablenkungsmanöver.

Hast Du gelegentlich schon dann und wann genau Interviews gelesen? Wirklich genau beachtet, wie die gestellte Frage lautet und wie die Antwort des Gefragten ausfällt? Da brauchst Du meist nicht lange zu suchen, um zu sehen, dass es häufig gar keine Antwort auf die gestellte Frage gibt, sondern sich Ausweichen, Ablenken, Umfunktionieren usw. breit machen. Schlau muss man sein, hat einmal jemand zu mir gesagt.

In der Tagespolitik läuft es nicht anders. Um von dem abzulenken, was tatsächlich zu lösen wäre, was aber der eigenen Partei oder Klientel nicht passt, wofür vom Mainstream oder

bestimmten Medien, von deren Gunst man abhängt, keine Zustimmung zu erwarten ist, was sich bei der nächsten Wahl als stimmenverringern auswirken könnte oder wofür man keine Lösung hat, werden zur Ablenkung vom eigentlich Notwendigen „Luftballone“ losgelassen.

Man will in gewisser Weise Lobpreis singen auf irgendjemanden oder irgendetwas und dann auch Lobpreis auf sich selbst oder die Partei hören. Das wirklich Notwendige nimmt man lieber nicht in den Blick, denn man darf es sich schließlich nicht mit jenen verscherzen, auf deren Gunst man angewiesen ist...

Wir haben alle miteinander keinen berechtigenden Grund, auf Politiker, „die Kirche“ und andere mit dem Finger zu zeigen, denn bei ehrlicher Betrachtung erliegen wir nicht weniger dieser Versuchung.

Wir wollen Lobpreis singen!

Ehrliche Anerkennung und Lob brauchen wir alle in mehrfacher Hinsicht.

Viele Menschen bekommen sie zu wenig, leiden darunter, verlieren ihre Freude an Beziehungen, an der Arbeit oder überhaupt ihre Lebensfreude und verfehlen nicht selten dadurch ihre Lebenserfüllung.

Wir wollen Gott Lobpreis singen!

Natürlich, das können wir nicht oft und intensiv genug tun und es ist nicht gut, dass es meist nur äußerst spärlich und bei nicht wenigen gar nicht geschieht.

Doch sollte der Lobpreis nie zum Ablenkungsmanöver werden, weil uns das, was uns hier und jetzt als Aufgabe gestellt ist, nicht interessiert usw.

Und außerdem: Um ehrlich Anerkennung und Lob zu spenden, muss man sich zuerst mit der Person bzw. dem Gegenstand beschäftigen, die bzw. der zu loben ist.

Es geht immer um Interessen

Wenn wir einen kurzen Rückblick auf den Artikel „Alles hat seine Folgen“ machen, lesen wir in der mythologischen Erzählung zu den Stammeltern gleich zu Beginn der Bibel davon, dass es von Anfang an immer um Interessen gegangen ist – bei der Schlange, bei Eva, bei Adam, bei Abel, bei Kain und auch bei Gott. So geht es nicht weniger heute immer um Interessen und es wird bis zum Ende der Welt um sie gehen.

Ich habe im Artikel „Wir wollen Lobpreis singen“ nochmals darauf verwiesen. In meinem Interesse lag es, den Mitreisenden Wesentliches aus der Geschichte, das im Heute weiterwirkt, aufzuzeigen. Dabei ging es um die Interessen der Menschen und Mächte in früheren Zeiten und was sich daraus entwickelt hat.

Dasselbe beim Betrachten der Kathedrale in Reims.

Hätten jene, die sie geplant und gebaut haben, nicht bestimmte Interessen verfolgt, wäre sie mit Sicherheit weder geplant noch gebaut worden. Auch jene, die sie zu Beginn des Ersten Weltkriegs im September 1914 beinahe völlig zerstörten, taten dies auch aus ganz konkreten Interessen. Schließlich handelt es sich um ein französisches Nationalheiligtum und man

konnte mit der Barbarei den Feind ganz bewusst demütigen und zutiefst verletzen. Als Charles de Gaulle und Konrad Adenauer am 8. Juli 1962 in der Kathedrale gemeinsam einen Gottesdienst mitfeierten, lag deren Interesse im Füreinander und Miteinander statt im Gegeneinander von Deutschland und Frankreich. Die Kathedrale wurde zur Ikone der Versöhnung.

Es ging und geht eben immer um Interessen. Es ist gar nicht anders möglich.

Sicher kann man streckenweise auch interesselos leben und arbeiten. Doch bei genauem Hinsehen steckt sehr oft auch hinter der Interesselosigkeit ein Interesse. Es interessiert halt das Geforderte nicht, aber dafür etwas anderes. Dahinterstehende Interessen müssen gar nicht bewusst wahrgenommen und extra gewollt werden, um einen Einfluss zu haben.

Die Weite der Interessen erstreckt sich vom Heiligsten bis zum Bösesten.

Weil es immer um Interessen geht, deshalb ist es so wichtig, sich damit entsprechend zu beschäftigen und sie bei sich selbst und bei anderen genau anzusehen.

Man wird Interessen oft ohnmächtig ausgeliefert sein, aber man muss sicher nicht immer

Opfer seiner eigenen Interessen oder der Interessen anderer werden. Je besser man um die Prozesse, die da laufen, weiß und sie beachtet, desto eher lässt sich vieles positiv beeinflussen.

Ich denke, dass ich diesen Artikel bereits damit beenden kann, indem ich Dich ermutige: Augen auf! Und zwar in allem und bei allen.

Deine eigene Lebenserfahrung und der Blick in Dein Umfeld bieten Dir jede Menge an praktischen Beispielen, daher ist es überflüssig welche auszubreiten.

Es gilt, zuvor stets zu schauen, aus welchen Interessen Menschen als Einzelne und in Gemeinschaften denken, reden, handeln oder es nicht tun, sowie sich so oder anders verhalten.

Ist damit alles offengelegt, wenn ich um die Interessen weiß? Nein, durchaus nicht, denn

hinter den Interessen gibt es schließlich den Boden, auf dem sie wachsen, das Umfeld das sie begünstigt oder behindert... Es ist oft entscheidend, auch darum zu wissen.

Also wieder einmal Fred Sinowatz: „Es ist ja alles so kompliziert!“?

Einfach ist die Welt bisweilen nur scheinbar, aber nicht wirklich, und behauptet wird es nur von Unwissenden, Unbedarften und Populisten. Ansonsten ist sie ein hochkomplexes Ganzes und wenn wir sinnvoll leben, die Herausforderungen bestehen und die Probleme lösen wollen, müssen wir uns ihnen stellen und uns so gut wie möglich einen Einblick, Durchblick und Überblick verschaffen.

Ich garantiere Dir, dass es spannend wird, wenn Du Dich darauf einlässt, aber nicht einfacher und schon gar nicht bequemer.

Exklusion oder Inklusion – Ausschluss oder Einschluss?

Hast Du nicht auch zumindest in Deinen Kinderjahren gerne „Fuchs und Hahn“ gespielt? Da ging es um den bestmöglichen Ausschluss des Fuchses, sollten die Hähne am Leben bleiben.

Vielleicht hast Du in Deinem Leben Situationen erlebt, wo für Dich umgekehrt der Einschluss maßgeblich wurde – etwa als Jugendlicher in eine Gruppe oder später im Beruf –, um das Leben sinnvoll gestalten zu können.

Ich erinnere mich an viele Situationen, in denen es auf den Ausschluss ankam oder auf den Einschluss. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir einige Begebenheiten während meiner eigenen Schulzeit und danach als Unterrichtender.

Einmal wurde durch einen einzigen verdorbenen Schüler eine ganze Klasse und danach, als er sitzenbleiben musste, weil er statt des Lernens nur Unfug im Kopf hatte, auch noch eine weitere Klasse weitgehend zerlegt. Obwohl ohnehin leicht zu erkennen war, was er spielte, entschloss sich die Schulleitung viel zu spät, ihn endlich auszuschließen.

Als ich selbst unterrichtete, sollte einmal in einer ersten Volksschulklasse ein Bub aus einer ziemlich asozialen Familie ausgeschlossen

werden, weil Eltern sich über seinen schlechten Einfluss auf die anderen Kinder beschwert hatten. In der Konferenz war das Kollegium dafür, ich war dagegen, weil ich überzeugt war, dass der Ausschluss in diesem Fall einem Kurzschluss gleichkam und wir den Buben damit womöglich auf einen lebenslangen Abstiegsweg schickten. Ich bot mich an, mich um ihn und die Kinder dieser Klasse anzunehmen, verlangte dafür aber einen Konferenzbeschluss. Dieser erfolgte und es gelang, obwohl seine Eltern nicht zu einer Änderung ihres Verhaltens zu bewegen waren, gemeinsam mit den Kindern der Klasse den Buben im Laufe von einigen Monaten in die Klassengemeinschaft so gut einzuschließen, dass es keine Probleme mehr gab.

Im Großen läuft es nicht anders.

Keine Gemeinschaft, die bestehen bleiben will, kann Menschen, die sich in ihr zersetzend und zerstörend verhalten, gewähren lassen. Lässt sie es aus irgendwelchen Gründen zu, löst sie sich über kurz oder lang auf. Keine Gemeinschaft kann existieren, wenn sie nicht dazu imstande ist, nach innen und nach außen klare Grenzen zu setzen und diese auch aufrecht zu erhalten. Sie muss sich abschließen gegen jene, die ihr Schaden zufügen, und notfalls sind Mitglieder

nach einem offenen und gerechten Verfahren auszuschließen.

Doch ebenso kann eine Gemeinschaft nicht bestehen, wenn sie nicht dazu imstande oder bereit ist, Menschen aufzunehmen und einzuschließen.

Der deutsche Bundespräsident Franz Walter Steinmeier sagte bei seiner Weihnachtsansprache zwei bemerkenswerte Sätze. Der erste lautete: „Sprechen Sie mit Menschen, die nicht Ihrer Meinung sind.“

Meistens wird mit den Menschen gesprochen, **mit** denen man einer Meinung ist, und **über** Menschen, mit denen man nicht einer Meinung ist.

Das läuft so vom Stammtisch und von den an jedem Sonntag nach dem Gottesdienst mit denselben Menschen am Kirchenplatz zusammenstehenden Gruppen bis ganz nach oben und ist eines der Hauptprobleme auf allen sozialen Ebenen. Die Algorithmen und die Likes in den sozialen Medien verstärken dies noch millionenfach.

Wenn Gemeinschaften jeder Art innerhalb nur noch Gleichgesinnte zu Wort kommen lassen, und Querdenker, Andersdenkende oder Kritiker ausgrenzen und sich nach außen gegenüber mit ihrer Auffassung nicht übereinstimmenden Entwicklungen abkapseln, gehen sie auf Dauer an geistiger Inzucht ein.

Es hat auch den christlichen Kirchen nicht gut getan, sich so zu verhalten. Der Syllabus Papst Pius IX. war sicher nicht die richtige Antwort auf die Probleme der Moderne und der von Papst Pius X. verlangte Antimodernisteneid auch nicht. Damit hat man sich bloß selbst ins Abseits gestellt, die Welt vor den Toren weitgehend verloren und Denunzianten Auftrieb gegeben. Es lag auf der Linie des Mauerbaus von Donald Trump. Papst Franziskus geht jedenfalls einen klügeren Weg. Auf einer Spruchkarte las ich einmal: „Man kann gegen Wellen ankämpfen oder sich von ihnen in die Zukunft tragen lassen.“ Wenn man in der Kirchengeschichte zurückblickt, hat man schon manchmal den Eindruck, dass man oft nicht wahrhaben wollte, dass auch in der Entwicklung der Menschheit verschiedene

Wellen nicht aufzuhalten sind und es daher sinnlos ist, gegen sie anzukämpfen. Natürlich konnte und durfte die Kirche nicht jede Welle gutheißen und auf ihr mitschwimmen, doch so manche Welle hätte sehr wohl dazu dienen können, sich auf ihr in die Zukunft tragen zu lassen, indem man sich z.B. dem Zeitgeist zwar nicht angepasst, aber sich konstruktiv mit ihm auseinandergesetzt hätte, statt ihn zu verteufeln oder sich vor ihm zu verschanzen. Damit erreicht man meistens nur, dass man dann eben abgeschrieben wird und die Menschen sich erst recht eigene Wege suchen, aber dann eben ohne oder gegen einen selbst.

Eine Hauptursache für das rechthaberische Verhalten der Kirchenleitung war die selbstherrliche Auffassung, dass einseitig nur das kirchliche Lehramt der Welt, doch nicht die Welt dem kirchlichen Lehramt etwas zu sagen habe. Erst beim II. Vatikanum stieg man da etwas vom Hohen Ross herab und gestand auch der Welt zu, dass sie dem kirchlichen Lehramt Gültiges zu sagen habe.

Gerade die Auseinandersetzung mit jenen, die anderer Meinung sind, ist wesentlich für die Vertiefung, Erweiterung und Korrektur der eigenen Positionen. Was will man schließlich von jenen etwas Neues lernen, die in allem der gleichen Meinung sind?

Der zweite Satz von Steinmeier lautete: „Mehr noch als der Lärm von manchen besorgt mich das Schweigen von vielen anderen.“

Vor allem das Ausschließen erfolgt auf den ersten Blick häufig auf den Druck jener hin, die entsprechenden Lärm machen, selbst wenn es sich nur um eine Agitationsgruppe handelt. Doch ermöglicht wird das Ausschließen sehr oft erst durch das Schweigen der vielen anderen.

Es ist wohl für beides, für das Ausschließen und das Einschließen die Gabe der Unterscheidung, sowie Klugheit und Entschlossenheit nötig.

Auch da möchte ich Dich ermutigen, die Dinge weder bei Dir selbst noch in Deinem Umfeld einfach laufen zu lassen, denn die richtige Vorgangsweise hat einen maßgeblichen Einfluss nicht nur auf unser eigenes Leben, sondern auf das Ganze der Gesellschaft und der Kirche.

Ich denke, es ist hier wie auch sonst richtig, sich von einem Wort des hl. Don Bosco leiten zu

lassen: „Tu, was du kannst, und Gott tut das Übrige.“

Kirche weit denken – Kirche weiter denken – Kirche weiterdenken

Kirche weit denken lautet das Motto für den Zukunftsweg der Diözese Linz. Das ist sicher ein zum Sinn und der Aufgabe der Kirche passendes Motto. Die reale kirchliche Situation der Kirche und die Ansichten über die Kirche zeigen allerdings bereits auf den ersten Blick, dass man sich im Kirchenvolk und außerhalb desselben unter „weit“ je nach der eigenen Einstellung sehr Verschiedenes vorstellt. Was für die eine Seite bereits das Äußerste an Weit-Denken darstellt, ist für die andere bloß ein lächerlich kleiner Schritt – und dazwischen gibt es eine Menge anderer Sichtweisen.

Es scheint paradox zu sein, wenn man alle von der einen bis zu anderen Richtung darauf ansprechen muss, die Kirche nicht bloß weit je nach ihrer Vorstellung, sondern in mehrfacher Hinsicht weiter zu denken und dass dies unbedingt auch einen Prozess des Weiterdenkens von der Zukunft her beinhalten muss.

Jesus dachte nach den Berichten der Evangelien offensichtlich seine eigene Sendung und die Sendung seiner Gemeinschaft, die man griechisch bald Kirche (kyriaké = die dem Herrn gehörige) und Ekklesia (in übertragener Bedeutung die vom Herrn aus der Welt herausgerufene) nannte, einerseits weit in Bezug auf die damals geltende Sicht der Hl. Schrift und des mosaischen Gesetzes, andererseits anfangs eng hinsichtlich ihrer Ausdehnung.

Er hatte nichts übrig für jede Form mitmenschlicher und religiöser Enge und Kleinlichkeit und setzte sich bedenkenlos über theologische Engführungen sowohl im Schrifttext als auch in einer gesetzeskonformen Alltagspraxis hinweg. Er verkündete einen bedingungslos liebenden weitherzigen Gott und begegnete den Menschen selbst ebenso weitherzig.

Hinsichtlich der Ausdehnung seiner Sendung und seines Wirkens bestand er aber zuerst darauf, nur zu den verlorenen Schafen Israels gesandt zu sein.

Er begründete gegenüber der kananäischen Frau im Gebiet von Tyrus und Sidon die Ablehnung der Heilung ihrer Tochter mit dem Verweis: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ (Mt 15, 24)

Dieselbe Einschränkung zeigt sein Sendungsauftrag an die Zwölf: „Geht nicht den Weg zu den Heiden und betretet keine Stadt der Samariter, sondern geht zu den verlorenen Söhnen des Hauses Israel.“ (Mt 10,6)

Er verstand sich als Sammler des durch verschiedene Ursachen nicht nur geographisch zerstreuten, sondern auch durch die verschiedenen einander ausgrenzenden und unnötig Lasten auflegenden religiösen Richtungen gespaltenen Hauses Israel. „Kommt alle zu mir...“ (Mt 11, 28)

Dabei hatte er sehr wohl die anderen Völker im Blick. Das gesammelte und durch Umkehr und Annahme der Reich-Gottes-Frohbotschaft befreite und geeinte Israel sollte zu einer leuchtenden Stadt auf dem Berg werden (vgl. Mt 5,14), zu der von allen Seiten die Heiden kommen (vgl. Mt 8,11). Jesus hatte eine Mission durch Faszination vor Augen.

Vor seinem Weggang gab er, nachdem er sie seiner universalen Macht versichert hatte, schließlich den Jüngern den Sendungsauftrag in die Weite zu allen Völkern: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern...“ (Mt 28, 18f).

Ob nun die Kirche weit oder eng gedacht werden sollte, dazu gab es bald reichlich durchaus nicht einfache Probleme zu lösen. Die Apostelgeschichte und Paulusbriefe berichten davon. In unserem heutigen Sprachgebrauch war die Frage: Sollte die Kirche einen traditionalistischen, konservativen oder progressiven Weg gehen? Sollte sie sich vor allem an religiösen Gesetzen orientieren oder an der Freiheit der Kinder Gottes?

Man einigte sich zwar beim Apostelkonzil auf eine gemeinsame Linie, doch eine gemähte Wiese war es danach noch lange nicht, wie wir

z.B. im Brief des Apostels Paulus an die Galater sehen können. Die „konservativen“ Leute des in Jerusalem wirkenden Apostels Jakobus hatten dort die Ansichten des „liberalen“ Paulus in Frage gestellt und dieser hatte ziemlich ungehalten darauf reagiert. Mit Petrus hatte Paulus in Antiochien eine kräftige Auseinandersetzung wegen seines unehrlichen und brüskierenden Rückziehers gegenüber Christen aus dem Heidentum, als „konservative“ Juden aus Jerusalem erschienen. Ähnliches ist uns heute auch bekannt oder nicht?

Weil auch das Christentum wie alles andere auf unserer Welt sich nicht außerhalb jeder Kultur entfalten konnte, war man zur Inkulturation genötigt. Logischerweise geschah dies am Anfang in die im Mittelmeerraum dominierende hellenistische und infolge der politischen Macht in die römische Kultur.

Damit begann aber ungewollt und teils auch gar nicht anders möglich in Bezug auf den Auftrag Jesu hinsichtlich der Weite bereits eine Engführung, die sich mit zunehmender Globalisierung der Kirche immer problematischer auswirkte und heute zu den maßgeblichen Problemen gehört. Die Kirche exportierte sich und das Evangelium Jesu als in ihrer Theologie, Liturgie etc. selbst weitgehend in die europäische Kultur nicht bloß integriert, sondern festgelegt. Zusätzlich ignorierte oder unterband sie bei der Missionierung meist die einheimischen Kulturen oder stülpte die europäische Kultur den anderen Kulturen über und schaffte es nicht, sich in die örtlichen Kulturen ähnlich zu integrieren, wie dies anfangs in die hellenistische und römische geschehen war.

Es war abgesehen von den alten Christengemeinden besonders im Vorderen Orient außereuropäischen Kulturen bis herauf ins 20. Jahrhundert kaum oder gar nicht möglich, eine jeweils eigenständige Theologie und Liturgie und auch zu ihren Kulturen passende Strukturen zu entwickeln.

Als ich 1995 in Goa dortige Kirchen besuchte, meinte ich in Portugal zu sein. Das war purer portugiesischer Barock und erinnerte mit gar nichts an die indische Kultur. In Mysore steht eine neugotische Kathedrale. Dass sie in Indien

steht, kann man lediglich an etlichen typisch indischen und von religiöser Kunst her betrachtet eigentlich fürchterlich kitschigen Ausschmückungen merken.

Die Folge davon ist, dass das Christentum bis heute in der indischen Bevölkerung als Fremdkörper erlebt wird.

Das II. Vatikanische Konzil brachte zumindest eine weiter gehende Öffnung, die aber nachher vom römischen Zentralismus – z.B. hinsichtlich der Befreiungstheologie – nicht im erforderlichen Maß weiter ausgebaut, sondern eher behindert wurde.

Es ginge auch anders. So bewunderten wir 1995 in Trichur (Kerala) einen wunderschönen kreisrunden Kirchenbau in der Form einer Lotusblüte inmitten eines Teiches. Ordensschwestern hatten diese Kirche bei einem Krankenhaus für christliche und nichtchristliche Patienten und für ihre Gemeinschaft errichtet. Im Erdgeschoß waren die Gebetsstätten für die Angehörigen nichtchristlicher Religionen und im Obergeschoß der Raum für die Schwestern und die christlichen Patienten. Bei weiteren Besuchen 2007 fiel uns die große lichtdurchflutete St. Georgs-Kirche in der Umgebung von Cochin (Kerala) auf und 2011 die beiden neuen Kirchen für die Pfarre und für das Priesterseminar bei Fr. Santhosh in Bangalore. Endlich bekommen uralte und moderne indische kulturelle Vorstellungen eine Möglichkeit zur Gestaltung von christlichen Kirchen. Schade, dass leider vieles dem Geschmack vor Ort entsprechend reichlich kitschig ausfällt. In der neuen Kirche im Priesterseminar in Bangalore nahmen wir an einer bewegenden Eucharistiefeier im syromalabarischen Ritus teil. Auf unsere Frage, was Rom dazu sagt, hieß es, dass sie nur im Seminar in diesem Ritus Eucharistie feiern dürfen, nicht aber in der Öffentlichkeit. Kirche weit denken?

Wenn die Kirche weit gedacht werden soll, ergibt sich gleich die Frage, wer die jeweilige Weite zu bestimmen hat. Je nach dessen Sichtweise und Auffassung wird die angepeilte und letztlich zustande kommende Weite völlig verschieden ausschauen. Was für die einen bereits das Äußerste an Vorstellbarem bedeutet, ist für die anderen erst ein dürftiger Anfang –

Beispiel: Die Erweiterung der Zulassungsbedingungen zu kirchlichen Ämtern, besonders zum Weihepriestertum oder die Stellung der Frauen in der Kirche.

Man wird nicht darum herumkommen, die Kirche nicht bloß weit, sondern sie in Folge auch noch weiter zu denken, als man sich das im Augenblick vorstellen kann. Dazu ist es unumgänglich, sie in die Zukunft hinein und von der Zukunft her auf allen Ebenen weiterzudenken, statt sie bloß von der derzeitigen Ebene auf eine neue zu heben und sie dort wieder zu fixieren.

Bei den Leben-im-Geist-Seminaren zitierte ich oft den Text von Bischof Hilarios Hazim, orthodoxer Metropolit von Latakije bei seiner Eröffnungsrede zur ökumenischen Konferenz in Uppsala im August 1963. Das ist lange her, allerdings zeitlos aktuell: „Das schöpferisch Neue erklärt sich nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft her. Das Wirken des lebendigen Gottes kann selbstverständlich nur schöpferisch sein... Es ist prophetisch...“

Jesuanisch gesprochen: Das mit ihm begonnene Reich Gottes ist ein stets von der Zukunft her auf uns zukommendes. „Dein Reich komme“, lehrte er uns den Vater bitten.

Das heißt natürlich nicht, dass man die Tradition vernachlässigen sollte und das Rad ständig neu zu erfinden wäre. Wachstum bedarf stets des Ganzen, man kann auf nichts von dazu Nötigem verzichten.

Oft habe ich bereits darauf hingewiesen, dass es sich nie um ein Faktum allein dreht, sondern immer auch um dessen Deutung und die daraus sich ergebende bzw. zugeschriebene Bedeutung, denn das bestimmt weitgehend, wie mit einem Faktum umgegangen wird und was sich daraus entwickeln kann.

Es ist daher unausweichlich, dass sich auf einem Entwicklungsweg nicht nur die Fakten ändern, sondern auch die Deutungen und immer wieder manches an Bedeutung verliert und anderes an Bedeutung gewinnt.

Entscheidend ist für Entwicklungen, durch wen und wodurch Fakten und deren Deutungen beeinflusst werden, wer bei den Deutungen mitbestimmen kann und wer die Deutungshoheit innehat.

Es ist ebenso unausweichlich, dass Entwicklungswege von einem Teil der Betroffenen als Gewinn erlebt werden und von einem anderen Teil als Verlust – oft unabhängig oder nur zum Teil bedingt davon, ob es sich objektiv um einen Gewinn oder Verlust handelt. Die einen sind froh, dass etwas endlich anders wird oder vorbei ist, die anderen trauern dem Früheren oder Aufgegeben nach. Mit den Änderungen oder dem Aufgeben kann sich eine Befreiung ergeben oder ein bisweilen schmerzliches Loslassen und Verlieren des Bisherigen verbunden sein. Nicht alles Neue ist besser als das gewohnte Alte und umgekehrt, aber auch nicht alles schlechter.

Es werden stets auch mehr oder weniger Menschen sowohl den Fakten, als auch deren Deutungen und Bedeutungen teilnahmslos und gleichgültig gegenüberstehen und sich nicht darum kümmern, obwohl sie nachher oft sehr wohl davon betroffen sind. Dann heißt es: Ja wenn man das gewusst hätte! Man hätte es wissen können, wenn man sich das bisschen Mühe genommen hätte, sich damit zu beschäftigen.

Es gibt zu Fakten, Deutungen und Bedeutungen je nach der persönlichen oder gruppenbezogenen Sichtweise ganz unterschiedliche und oft gegenteilige Beurteilungen, die für einen Teil der Gegner unter Umständen bis zur Abspaltung führen können.

Das gab es zu einigen Dokumenten nach dem II. Vatikanischen Konzil. Besonders deutlich sichtbar ist das bis heute für die Allgemeinheit hinsichtlich der Liturgiereform.

Kirche weit denken, sie weiter denken und sie weiterdenken sollte nicht laufend zur Bildung neuer sitzenbleibender oder ausscherender, rechthabenwollender oder unbedingt rechthabenmüssender Sondergruppen und zu neuen Spaltungen führen, sondern zu einem tieferen Verstehen des Gesamten der Kirche und zu einem weitherzigeren eher inklusiven als exklusiven gemeinsamen Unterwegssein.

Zum Schluss ein paar Sätze aus der Predigt von Bischof *Manfred Scheuer* beim Schlussgottesdienst zum zweiten Diözesanforum am 17.11.2018 in Bildungshaus Schloss Puchberg:

„Mein Wunsch für den Zukunftsweg: Viele mutige Menschen mit Visionen und Herzlichkeit.“

„Weit denken ist wichtig, hat aber noch nie genügt. Nur weitblickendes Handeln ist wirksam und sichert das Überleben.“

„Das Einzige, wo ich mir gewiss bin, was nicht funktionieren wird, ist der Wunsch nach Aufrechterhaltung dessen, was einmal war und was man genauso in der jeweiligen Beschaulichkeit in die Zukunft tragen möchte.“

„Die Liebe scheitert, wenn sie unmenschliche Strukturen und Ordnungen nicht überwinden bzw. verwandeln kann.“

„Bei der Unterscheidung der Geister gilt es zu verspüren: Was zieht runter? Was macht müde? Was lässt die Leute emigrieren? Was lähmt? Und was führt zu einem Zuwachs an Glaube, Hoffnung und Liebe? Was richtet auf, was baut auf? Wo öffnet sich der Himmel?“

„Nur wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen kann, wenn sie sich ihm vorbehaltlos anvertrauen.“ (Ignatius von Loyola)

Ahnen wir es für uns selbst und ahnen wir es für die einzelnen Gemeinschaften in der Kirche und für die Kirche als Ganze?

Aus der Zeit gefallen? Eine Utopie?

Wenn man die Botschaft Jesu und sein Lebensbeispiel anschaut und es mit den damaligen amtlich religiösen und den gesellschaftlichen Verhältnissen vergleicht, kann man leicht verstehen, dass Jesus an den großen Gegensätzen praktisch scheitern musste. Er war zu anders, dachte zu anders und lebte zu anders, als dass man dies wirklich mehrheitlich verstehen und akzeptieren und schon gar nicht selbst ebenso praktizieren wollte und konnte wie er.

Wenn man dazu noch die allgemeinen Voraussetzungen beim menschlichen Grunddenken und den Grundverhaltensweisen hinsichtlich Besitz, Macht und Geltungsstreben betrachtet, erscheinen die Gegensätze nur für Einzelne oder idealistische Kleingruppen überwindbar zu sein, aber für die Mehrheit fast unüberbrückbar zu bleiben.

Sooft ich die Stelle lese, an der Jesus den Jüngern klar und deutlich aufträgt, es solle bei ihnen nicht so zugehen wie in der Welt üblich (vgl. Mk 10, 35-45), denke ich mir, ob er das selbst überhaupt für wahrscheinlich gehalten haben mag, dass sich die Jünger an seine Vorgabe halten könnten oder gar sich konsequent daran halten würden. Schließlich beginnen dieses grundsätzliche Denken und diese grundsätzlichen Einstellungen nicht erst bei den Regierenden, sondern bereits im Rangstreit innerhalb der Familie ab dem frühesten Kindesalter.

Wer es zu etwas bringen und etwas bewegen will in dieser Welt – egal auf welchem Gebiet

auch immer –, wird dies sicher nicht ohne Einfluss auf andere, ohne Geltung bei ihnen schaffen. Sich den nötigen Einfluss und die Geltung zu verschaffen, wird kaum ohne Macht und Besitz in irgendwelcher Form zu erreichen sein. Besitz, Macht und Einfluss bzw. Geltung hängen meist eng zusammen. Und dies wie gesagt nicht erst ab einem bestimmten Alter oder gesellschaftlichen Rang, sondern schon im Kindergarten.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Jesus sich des Öfteren über das Nichtverstehen seiner Vorstellungen sogar bei seiner Verwandtschaft und in seinem engsten Jüngerkreis beklagte.

Ebenso ist es nicht verwunderlich, dass nach dem Weggang Jesu die Macht des Umfeldes sehr rasch vieles von seiner Botschaft dem Gewohnten und Üblichen anpasste, entschärfte oder überhaupt zum Verschwinden brachte. Die nachfolgenden Jahrhunderte setzten so manche Veränderungen fort und die christlichen Kirchen entwickelten sich mehr oder weniger auf Nebenstrecken oder teilweise sogar diametral gegensätzlich zu den Weisungen Jesu.

Die Aufforderung des Apostels Paulus, sich nicht dem vorhandenen Umfeld anzugleichen, gelang zwar teilweise und streckenweise, aber keinesfalls aufs Ganze gesehen. Die Macht des Umfeldes war, blieb und ist zu stark, um nach dem Gleichnis Jesus wie der Teig durch die Hefe der Botschaft und dem Beispiel Jesu eine

wirklich grundlegende Umgestaltung der Gesellschaft zuzulassen.

Nicht nur in der Kirchenleitung kupferte man z.B. rasch aus verschiedenen Gründen vom Kaiserhof vieles ab, obwohl man doch um Jesu ganz anders lautende Vorgaben wissen musste. Daher kann man der Behauptung, das Christentum sei eine Ansammlung von Missverständnissen, nicht zur Gänze widersprechen.

So manche dieser Missverständnisse oder bewussten Außerachtlassungen bestimmter Vorgaben Jesu bei gleichzeitiger einseitiger Fixierung auf andere, teils kultur- und zeitgebundene, scheinen auch in der Kirche unserer Tage unüberwindlich zu sein.

Dennoch: Die meisten menschlichen Probleme angefangen von der Familie hätten sich längst zumindest teilweise lösen lassen, würden Jesu Vorstellungen vom Reich Gottes wenigstens von jenen umgesetzt, die sich Christen nennen. Dass allerdings aus den „Sakramentalisierten“ (Getauften) auch „Evangelisierte“ (in der Botschaft Jesu Versierte), sowie „Nachfolgende“ (Jünger und Jüngerinnen) Jesu werden, davon sind wir weit entfernt.

Es gilt hier abgewandelt das oben bereits zitierte Wort des hl. Ignatius von Loyola: Die wenigstens Menschen, auch und gerade im Klerus und in der Kirchenleitung ahnen, was Gott in der Kirche und in der Welt bewirken kann, wenn Jesu Botschaft nicht bloß gelesen, studiert und gepredigt, sondern soweit wie möglich konsequent verwirklicht wird.

Die Frage ist nur: Wer traut sich, im selben Gegensatz und Kontrast zum in der Welt auch heute noch, ja heute mehr denn je Üblichen konsequent zu leben und zu handeln, wie Jesus das vorgezeigt hat?

Da ist man nämlich augenblicklich in vielem und bei vielen nicht mehr „in“, sondern „out“ – und das nicht nur außerhalb der Kirche, sondern auch in ihr.

Ein besonderes Hindernis dazu besteht in der Angst, die Kirche als Institution könnte noch rascher immer mehr Mitglieder verlieren, wenn sie sich ehrlich von so manchem verabschiedet, was in ihr zwar althergebracht ist und als

systemerhaltend für nicht aufgebbar gehalten wird, aber Jesu Vorgaben nicht entspricht.

Einfach sind die mit dem Ineinander, Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander von „dieser Welt“ und dem „Reich Gottes“ gegebenen Probleme nicht zu lösen.

Einerseits würde das weithin verbürgerlichte, abgeschwächte und entschärfte Christentum für eine konsequente Ausrichtung an Jesus und seiner Botschaft so ziemlich zur Gänze sicher kein Verständnis haben. Andererseits würde auch ein dadurch entstehendes zu anspruchsvolles Minderheitenprogramm dem Auftrag Jesu nach der Einladung aller Menschen „von den Straßen und Zäunen“ zum Fest (vgl. Mt 22,9) nicht entsprechen.

Sobald die Gemeinschaft der Jesusjünger und Jesusjüngerinnen aus der „kleinen Herde“ von Außenseitern zu einer nicht mehr zu vernachlässigenden Größe in der Gesellschaft geworden war, ergaben sich zwangsläufig völlig andere Voraussetzungen für ein Leben nach dem Evangelium Jesu. Erst recht in der weiteren Folge zur Entwicklung einer weithin in vielem allein völlig oder zumindest maßgeblich bestimmenden Massenbewegung. Es wurde ein Milieuchristentum, in dem sich alle irgendwie dem dadurch Geltenden zu fügen hatten oder das Evangelium so weit pervertierten, dass es ihren eigenen Vorstellungen von „Gott, Kaiser und Vaterland“ etc. nicht mehr zu krass entgegenstand.

Dieser Zustand stieß so manche zu Recht ab. Aber ihre Versuchung, die wahre Kirche Jesu nur als eine Gemeinschaft der „Reinen“ gelten zu lassen, führte vor allem in Sekten und nicht in die Verwirklichung der Vorstellungen Jesu. Das Anpassen und Absenken des Niveaus auf Massentauglichkeit allerdings auch nicht.

Die Kirche Jesu wird daher auf Dauer von den gerade noch ein wenig vom Kultur- und Konsumchristentum angehauchten oberflächlichen Rand in der Gesellschaft bis in die konsequent das Evangelium Jesu wenigstens zu leben versuchende Minderheit reichen und mit diesem Problem fertig werden müssen.

Papst Franziskus verlangt, dass die Kirche an die Ränder der Gesellschaft zu gehen habe. Das entspricht genau dem Auftrag Jesu. Doch um

diese Ränder nicht nur irgendwie anzusprechen, sondern letztlich in die Nachfolge Jesu zu führen, bedarf es Getaufte, die nicht bloß als Mitläufer, sondern als überzeugte Jüngerinnen und Jünger Jesu die unbedingt nötigen Voraussetzungen dafür mitbringen, durch ihr eigenes Leben Zeugen der Frohen Botschaft zu sein.

Alles Utopie? Aber was ist sonst die Lösung?

Ich schließe mit einem Satz von Stéphane Hessel, den er als 93-Jähriger mit Nachdruck schrieb: „‘Ohne mich‘ ist das Schlimmste, was man sich und der Welt antun kann.“

Er war am Zustandekommen der Menschenrechtskonvention 1948 beteiligt – und ist diese nicht ebenfalls eine Utopie in „dieser Welt“, wie sie nun einmal ist?

Zwischen Macht und Ohnmacht

Wer will schon machtlos sein? In einer Art von Demut und Selbstlosigkeit, mit der man sein Selbst los wird? Falls man es unter den gegebenen kulturellen und religiösen Gegebenheiten überhaupt entwickeln konnte oder durfte.

Inwiefern Macht und Ohnmacht im Leben jedes Menschen von Anfang an eine wichtige Rolle spielen, dazu habe ich bereits in früheren Rundbriefen einiges geschrieben. Ich erinnere an eine Darlegung von Arno Gruen:

Jeder Mensch beginnt in vollständiger Ohnmacht und absoluter Hilflosigkeit. Erlebt er in einer liebevollen Umgebung Ohnmacht und Hilflosigkeit positiv als Signal an die Umgebung, sich ihm liebend zuzuwenden, lernt er von Anfang an, Zuwendung anzunehmen, sich ohne Angst loszulassen, sich fallenzulassen und sich hingaben. Es öffnet sich ihm ein Weg der Liebe und Freiheit.

Erlebt er in einer lieblosen Umgebung Ohnmacht und Hilflosigkeit negativ als Grund für Ablehnung, Abwendung und Alleingelassen-werden, lernt er von Anfang an, dass er sich seine Daseinsberechtigung erst verdienen und die Umgebung dazu zwingen muss, sich ihm zuzuwenden und sich um ihn zu kümmern. Es beginnt für ihn der Weg der Erpressung mit verschiedenen Mitteln.

Beide Wege sind Wege der Macht, allerdings völlig verschieden.

Liebe ist wohl die stärkste positive Macht, deren der Mensch fähig ist. Sie entfaltet sich im freien Geben und Empfangen. Die Wertschätzung braucht nicht verdient zu werden.

Das Unterdrucksetzen über den Verdienst und die Erpressung sind auch Machtausübung, aber auf der Basis von Zwang und Unterdrückung.

Wir sollten Macht weder vergötzen noch verteufeln. Beides geschah und geschieht leider. Ohne positive Macht ist kein menschliches Leben möglich. Alle Tugenden stellen je nach ihrer Ausrichtung eine schöpferische, befreiende, heilende, stärkende, aufbauende, bewahrende, tröstende, schützende, ermutigende, entfaltende, zum persönlichen Wachstum herausfordernde usw. Macht dar. Das Gebet ist eine ungemein starke Macht.

Jesu Leben und Wirken war ein machtvolles. Er zog die Menschen an, weil sie seine Rede und sein Handeln als machtvoll erlebten, ganz anders als sie es bei ihren Schriftgelehrten gewohnt waren (Mt 7, 28f). Seinen Jüngern gab er Vollmacht zu heilen, von bösen Bindungen zu befreien, Frieden zu stiften, von Sünden loszusprechen usw. Auch alle Charismen des Heiligen Geistes erweisen sich als machtvoll.

Weil Jesus selbst in der unbedingten Liebe des Vaters lebte, konnte er sogar seine äußerste Ohnmacht am Kreuz noch in ein machtvolles Handeln umwandeln, indem er sich in der Vergebungsbitte für jene, die für seinen schmachvollen Tod verantwortlich waren, als mächtiger erwies als sie alle und seine Liebe mächtiger war als ihr Hass.

Nicht zufällig geht es in der biblischen Schöpfungsgeschichte um Macht. Gott verleiht den Menschen Herrschaftsmacht über die Geschöpfe (Gen 1,26). In der Sündenfallgeschichte geht es wieder um Macht. Allerdings nicht um eine von Gott in

Liebe verliehene, sondern um eine, die die Menschen eigenmächtig an sich zu reißen versuchen, nachdem die Schlange ihnen suggeriert hat, dass sie auf diese Weise an Gottes Macht Anteil bekämen und so wie Gott ewig leben würden. Das Ergebnis: Sie erreichten diese göttliche Macht nicht, verloren aber einen wesentlichen Teil ihrer ihnen zuvor von Gott verliehenen Macht.

Ähnliches wiederholt sich in der Versuchungsgeschichte mit Jesus. Alle drei Versuchungen zielen auf den Missbrauch von Macht und das Erreichen von Macht durch Eigenmächtigkeit und Erpressung.

In der gesamten weltlichen und religiösen Geschichte der Menschheit spielen Macht und Ohnmacht eine, wenn nicht sogar die Hauptrolle sowohl im positiven wie im negativen Sinn.

Leider hat die Kirche es von Anfang nur zum Teil und in manchem gar nicht geschafft, Macht nur im positiven Sinn in der Art und Weise zu verwirklichen, wie Jesus das vorgelebt und von seinen Jüngern und Jüngerinnen verlangt hat. Die Folgen davon sind uns bekannt und bereiten der Kirche einen großen Verlust an Glaubwürdigkeit.

Einige Stellungnahmen in den vergangenen Monaten sind es wert, nochmals genauer hinzusehen.

Kardinal Schönborn sprach am 6. Februar im Interview mit der Ex-Ordensschwester Doris Wagner im Bayrischen Rundfunk von einer „Uraltssünde der Kirche“ und dass ein übersteigertes Priesterbild zu Autoritarismus und sakraler Unberührbarkeit führt, die beide den Machtmissbrauch begünstigen. Doris Wagner betonte u. a. das „Macht-Ungleichgewicht“ zwischen Mann und Frau, sowie Klerikern und Laien in der Kirche.

NB.: Das Video ist ein Jahr lang im BR / Doku Thema verfügbar.

In „Kirche in“ vom Februar fanden sich drei weitere Stellungnahmen:

Der Bischof von Hildesheim Heiner Wilmer verlangte ein radikales Umdenken und eine einwandfreie Gewaltenteilung in der katholischen Kirche. Warum? Weil der

Machtmissbrauch „in der DNA der Kirche“ steckt.

Bischof Franz Josef Overbeck von Essen verlangte ein Ende der Tabuisierung von Themen wie hierarchisches System in der Kirche, auf zölibatär lebende Männer beschränktes Weihepriestertum, die Stellung der Frauen incl. Weihepriesteramt u.a. und eine Grundsatzdebatte zu diesen Themen.

Der Münchner Kardinal Reinhard Marx stellte fest, dass es nicht nur grundlegende Änderungen in den kirchlichen Strukturen, sondern auch im kirchlichen System geben müsse.

Verschiedene Aussagen von Papst Franziskus und sein persönliches Beispiel dürften Dir ohnehin bekannt sein. Dass Du Dir den Film „Ein Mann seines Wortes“ anschaut, kann ich Dir nur sehr empfehlen. Er ist auf DVD mit deutschen Untertiteln incl. Buch zum Film erhältlich. In diesem Film kommen Macht und Ohnmacht in vielen Facetten zur Darstellung.

Aber wie sollen der Weltepiskopat und die Kurie, in die unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. vorwiegend nur Männer mit ganz bestimmten Auffassungen von Loyalität berufen wurden, auf einmal zu einem so weitgehenden Umdenken, zu den von Papst Franziskus gewünschten „mutigen Vorschlägen“ für Reformen und zu einem ganz anderem Handeln in Eigenverantwortlichkeit und Kreativität fähig und auch willig sein?

Ich bin früher ziemlich weit herumgekommen und es hat viele interessante Gespräche mit Leitungspersonen in der Kirche gegeben. Ein Bischof sagte da einmal in Bezug auf seinen Einfluss und seine Möglichkeiten nach oben hin zu mir: „In Rom gelte ich weniger als bei mir in meiner Diözese der jüngste Kaplan.“

Von einer wirklichen nicht nur mitberatenden, sondern auch in der Beschlussfassung und in der Durchführung mitbestimmenden Kollegialität der Bischöfe mit dem Papst kann trotz einiger Fortschritte auch unter Papst Franziskus nicht nur von oben, sondern wahrscheinlich noch mehr von unten her noch keine Rede sein. Uneingeschränkte Macht und ein von der Basis ungestörtes Erlassen von Vorschriften ist für „die da oben“ und ein gehorsames Erfüllen von Anordnungen ist für „die da unten“ halt oft

einfacher und bequemer. Nicht nur beim Militär ist die eigene Ohnmacht Befehlen gegenüber nebenbei ein willkommenes Alibi, sich aus der eigenen Verantwortung zu stehlen und sich noch gut vorzukommen, stets „seine Pflicht erfüllt“ zu haben – selbst wenn das eigentlich mitmenschlich oder vom Willen Gottes her Geforderte das Gegenteil davon gewesen wäre. Die Kirche wurde gegen die Anweisungen Jesu durch das Abkupfern vom Kaiserhof etc. zu einen monarchisch-hierarchischen System und es ist nicht verwunderlich, dass sich in ihr eben auch Ähnliches wie in jedem monarchischen und hierarchischen System abspielt.

Daher kommt es darauf an, ob die Kirche als Ganze zum Ursprung zurückfindet, sich von manchen geschichtlichen Entwicklungen verabschiedet und neue, an den Quellen und an der Zukunft orientierte Wege zu beschreiten imstande ist.

Das wird allerdings ein ungemein schwieriger Prozess, weil Macht und Ohnmacht, der richtige oder falsche Umgang mit beiden ganz unten und ganz am Anfang jedes Menschenlebens beginnen und daher auch dort bereits jene Änderungen einsetzen müssen, die schließlich in Systemen und Strukturen wirksam werden sollen.

Ich bin nicht das, was mir passiert ist. Ich bin das, was ich entscheide zu werden

Diesen Satz von Carl Gustav Jung habe ich besonders zur Zeit der Leben-im-Geist-Seminare, als sehr viele zur Aussprache und um seelische Heilung zu beten zu mir gekommen sind, in ähnlicher Weise sehr vielen als Ermutigung zugesagt. Sowohl im Alltag als auch in manchen psychologischen Meinungen wird nämlich das, was einem Menschen vor allem in der Kindheit passiert ist, als mehr oder weniger unausweichliche Ursache für eine das ganze Leben belastende Bestimmung angesehen.

Das führt dazu, dass dieser Mensch sich auf sein Schicksal festgelegt fühlt, zeitlebens nicht aus der passiven Opferrolle herauskommt und oft die durchaus gegebenen Möglichkeiten zu einer Überwindung der Vergangenheit nicht nützt oder von vornherein gar nicht wahrnimmt.

Oder auch, dass er meint, er selbst sei völlig hilflos und müsse von anderen frei und heil gemacht werden. Das klappt allerdings nicht, denn kein Helfender kann jemanden ohne dessen eigenes Mittun und Zutun frei und heil machen. Es ist ebenso ein großes Missverständnis, Gott würde etwa beim Heilungsgebet als der große Macher fungieren. Nicht zufällig betonte Jesus oft: „Dein Glaube hat dir geholfen...“ Gott tut das Seine, aber der Mensch muss nach seinen Möglichkeiten ebenso das Seine beitragen.

Sicher haben vor allem traumatisierende Erlebnisse in der Kindheit nachhaltige Folgen und es ist oft schwierig, Befreiung daraus und

Heilung zu finden. Auch später im Leben kann jemandem noch so manches widerfahren, was schwer zu überwindenden ist bzw. woraus es nur schwer eine dauerhafte Befreiung oder wofür es nur schwer eine durchgreifende Heilung gibt. Manches bleibt tatsächlich als Dauerschaden hängen, der nicht mehr zu bereinigen ist. Zumindest bleiben Narben, die weiterhin wehtun, wenn daran gerührt wird, und negative Erfahrungen wieder aufleben lassen. Bei neuen Verletzungen werden oft Assoziationen mit diesen früheren Geschehnissen hergestellt und wirken sich dann richtunggebend in hinderlichen oder kontraproduktiven Verhaltensweisen u. a. aus.

Dennoch hat Carl Gustav Jung richtig geurteilt. Der springende Punkt, die Weichenstellung, der Ausstieg aus dem, was mir passiert ist, liegt in der eigenen Entscheidung zu dem, was ich werden will.

Darum fragte Jesus auch den Gelähmten: „Willst du gesund werden?“

In dieser Frage ist jedes Wort wichtig und unersetzlich.

Es geht erstens nichts ohne das Wollen und es geht nichts ohne das eigene Wollen. Das eigene Wollen ist nicht delegierbar. Oft habe ich bereits den Satz des anglikanischen Pfarrers Colin Urqhart zitiert, den ich mir besonders bei einem ausgezeichneten Seminar in St. Virgil in Salzburg gemerkt habe: „Es ist sinnlos, sich um jene zu bemühen, die selbst nicht wollen!“ Bei

denen steigt nicht nur ein Arzt und Therapeut und jeder weitere menschliche Helfer aus, sondern selbst Gott. Daher machte auch Jesus dieselbe Erfahrung und es war seine erschütternde Klage über Jerusalem: „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr habt nicht gewollt.“ (Lk 23,37)

Es bringt nichts, wenn etwa jemand nur deshalb etwas unternimmt, weil ihn das ständige Bitten anderer nervt. So manchem Mann, bei dem ich feststellen musste, dass seine Frau ihn zu mir geschickt hatte und der nur gekommen war, damit sie ihn endlich in Ruhe lässt, habe ich gleich zu Beginn gesagt: „Unter dieser Voraussetzung wird nichts herauskommen. Kommen Sie wieder, sobald Sie selbst wollen.“

Es geht zweitens um Gesundheit, also um die vollständige Wiederherstellung des von Krankheit und Bindungen freien Zustands. Hanna Wolff hat in ihrem Buch „Jesus als Psychotherapeut“ dazu sehr klare Worte gefunden. Du erinnerst Dich vielleicht an ein Thema, zu dem ich auch bereits oft etwas geschrieben habe – den Krankheitsgewinn. Wer wieder ganz gesund wird, wird auch wieder ganz vom Leben gefordert. Dies ist herausfordernd, oft mit Mühen verbunden und durchaus nicht immer angenehm. Also ist es durchaus verständlich, dass sich in einem Kranken Regungen einstellen, die in die Richtung gehen, dass er auf jeden Fall frei von Schmerz und unangenehmen Behinderungen werden möchte, dass aber ein Rest an Nichtbelastbarkeit bleibt und er damit ein Alibi für Ausweichmanöver hat. Auf diese Weise kann man sich elegant von so manchem drücken, was einem zugemutet wird, was einen aber nicht interessiert oder einen zu viel Anstrengung kostet.

Schließlich geht es drittens um einen unter Umständen aufwändigen und langen Entwicklungsprozess, dem man sich unterwerfen muss, und nicht um ein Ruck-Zuck-Ereignis als eine Art Zauberkunststück. Und außerdem geht es um das Werden und nicht um das Gemacht-Werden.

Ich habe anfangs schon darauf verwiesen, dass viele meinen, andere könnten sie womöglich ohne ihr eigenes Wollen, Mittun und Zutun gesund, heil, frei usw. machen. Der Machbarkeitswahn unserer Zeit trägt zu dieser Vorstellung viel bei. Schafft es der auserwählte Macher nicht, sucht man sich einen anderen. Nachdem sich reichlich viele dafür ausgeben, fällt das Finden nicht schwer.

Wie auch sonst bei so ziemlich allen Aussprüchen, mit denen etwas auf den Punkt gebracht wird, darf man selbstverständlich auch den Satz von Carl Gustav Jung nicht pressen. Natürlich hat vieles vom dem, was einem Menschen passiert ist, ihn in seinem Werden auch beeinflusst. Wir können nicht unbeschadet von allem, was uns passiert, durchs Leben wandeln. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied, ob sich jemand von dem, was ihm passiert ist, lebenslänglich bestimmen lässt, oder ob er sich entscheidet, das zu werden, wozu er eigentlich fähig wäre.

Wilhard Becker und Ulrich Schaffer haben vor längerer Zeit in der Reihe „Selbstfindungen“ ein Heft herausgegeben mit dem Titel „Ich darf sein, der ich bin – und werden, der ich sein kann.“

Beides darf ich. Doch was schließlich herauskommt, das hängt maßgeblich davon ab, was ich mich entscheide zu werden.

So führe ich hier nochmals den von Bischof Manfred Scheuer zitierten Satz von Ignatius von Loyola an: „Nur wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen kann, wenn sie sich ihm vorbehaltlos anvertrauen.“

Und das Anvertrauen ist eine Frage der ganz persönlichen Entscheidung!

Dein Bruder



Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: An jedem 2. Freitag im Monat jeweils um 19:30 Uhr (im Winter um 19:00 Uhr). Im Juli und August ist kein Gottesdienst.

Cursillo: Cursillo für junge Erwachsene 30.5.- 2.6. im Haus Subiaco; Anmeldung bei Lukas Lackinger (0699/183 276 37, per WhatsApp), Mail: jugendcursillo@dioezese-linz.at

Cursillofest am Pfingstmontag 10.6. in Ottensheim ab 9:00 Uhr Eintreffen, 9:30 Uhr Einsingen in der Kirche, 10:00 Uhr Gottesdienst mit P. Arno Jungreithmair, 14:00 Uhr Festvortrag Mag.a Gabriele Eder-Cakl „Kirche weit denken“, ca. 16:00 Uhr Vesper.

Pilgercursillo vom 3.-10.8. Via Martini Passau – Linz Mit Franz Lindorfer, Maria Grill und Team; Anmeldung unter www.cursillo-ooe.at oder 0676 8776 5503

Reisen: Für unsere beiden Reisen nach Mecklenburg-Vorpommern (7. – 13.7.) und nach Venetien (1. – 7.9.) sind noch einige Plätze frei.

Jahresbericht MUZU:

Diesem Rundbrief ist der Jahres- und Finanzbericht von MUZU beigelegt. **Seit dem 05.12.2018 sind Spenden für unsere Hilfsprojekte steuerlich absetzbar!**

Besonders für das Großprojekt der Sprachschule in Bangalore bitten wir dringend um Deine Unterstützung! Wenn Du Sponsoren kennst, die bereit wären, unser Projekt zu unterstützen, sprich sie bitte an – Infos dazu gibt es auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal unter MUZU.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:
Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8
pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue